

Lesen & Hören

MÄANDERN

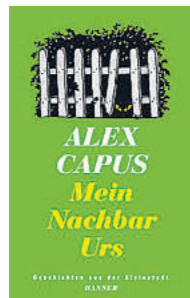
VON SABINE VOGEL



Im Komposthaufen der Kindheit

Eine tote Blaumeise liegt auf den hölzernen Stufen. Ein nasser Steg, das Geräusch barfüßiger Schritte, „das Gefühl von Zeit“. Regen läuft die Glasscheibe einer automatischen Tür hinab, als wäre es eine Szene aus einem „Film mit übertriebener Ästhetik“. Schon die bildersatte Dichte der ersten Seite der Erzählung von Roswitha Haring lässt einem den Atem stocken. Doch was sich da in schrägen Kristallsätzen zu einer bedeutungsgeladenen Exkursion in den Steinbruch der Erinnerungen zusammenbraut, entfaltet einen treibsanartigen Sog, in dem sich das Pathos in der Biomülltonne verflüchtigt und wie zerklüftete Mehlwollen zerstäubt. Roswitha Harings Monolog zu „Stadt Raum Tier“ mäandert schwerelos von den mauwurlofen Tiefen der Stadt, wo Leute auf Untergrundbahnen warten, die sie fort führen, über einen Mann, der nicht genug geliebt hat, zu grüngoldenen Schweißfliegen über dem Komposthaufen der Kindheit. Plötzlich möchte man losflennen, da wirft sie die Radio-Fernbedienung und sich auf den Boden und schreit für „ein ganzes Jahr“, man möchte ihre Freundin sein und still mit ihr durch öde Vorstädte laufen, da legt ein hechelndes Monster ihr die Pfoten auf die Schultern und nimmt ihr alle Angst vor Hunden. Puh, das ist berauschend tolle Prosa-Dichtung.

Roswitha Haring: Stadt Tier Raum Sprungturm, Köln 2013. 108 S., 14,90, Euro.



Schlitzauge bleibt Schlitzauge

Die Welt ist zwar klein, aber sie ist auch groß. Und Schlitzauge bleibt Schlitzauge. Mit solch einleuchtenden Weisheiten verblüfft der Schweizer Alex Capus gerne. Der Autor von detailversponnenen Geschichten über exzentrische Abenteurer und Weltreisende ist mit Frau und fünf Söhnen in Olten (17 778 Einwohner) heimisch. Dort hat er nicht etwa, wie der Titel seiner Kolumnen suggeriert, einen Nachbarn namens Urs, sondern fünf. Eigentlich sechs, aber der sechste will nicht, dass man über ihn schreibt. Die Männer treffen sich zum Grillen, Bier trinken und die Zigaretten des einzigen Nochräuchers niedermachen am Kiesplatz, manchmal wird einfach über den Fahrraddenker hinweg geschwätzt. Über die Einkindpolitik Chinas, das Burkaverbot von Olten, die Schweizer Xenophobie, die gar nicht so schlimm ist, die Frauen, die Kinder und über das Rad, das korrekterweise Velo heißen müsste. „Sind wir etwa Faschisten, nur weil wir ordentliche Räder fahren?“ Vielleicht schon. Herrlich komisches Stammtischgespräch.

Alex Capus: Mein Nachbar Urs. Geschichten aus der Kleinstadt Hanser, München 2014. 126 S., 12,90 Euro.



Der Himmel, natürlich der Himmel

Es gibt viel zu wenige Romane über schöne Putzfrauen. Auch in José Saramagos zauberhafter kleiner „Geschichte von der unbekanntenen Insel“ wird erst nach und nach klar, dass sie die eigentliche Heldin ist, und die „Unbekannte Insel“ in Wahrheit die Liebe. Denn zunächst geht es in dieser betörend erzählten Parabel um einen heillosen Träumer: „Ein Mann klopfte an die Tür des Königs und sagte: Gib mir ein Schiff.“ Weil er drei Tage und Nächte lang an der „Tür der Gesuche“ ausharrt, kriegt er tatsächlich ein Schiff. Und da beschließt die Putzfrau, die bis dahin als Letzte in der Palast-Rangfolge mit den Bittstellern durch den Türspalt geredet hatte, ihren Besen zu nehmen und ihm auf sein Schiff zu folgen. Sie schrubbt die Karavelle blank, im Schlaf geschehen Wunder und „ohne dass man weiß wie“, segelt an einem fernen Morgen eine Insel über die Wogen.

José Saramago: Die Geschichte von der unbekanntenen Insel Aus dem Portugiesischen von Ray-Güde Mertin. Hoffmann und Campe, Hamburg 2014. 60 S., 12 Euro.

Westwärts

Armin Müller-Stahl hat in drei Deutschlands gelebt – von jedem trieb es ihn weg

VON PETRA AHNE

Fast beiläufig steht am Ende der Satz, der sich wie eine Antwort liest, wie ein Ende der über 200-seitigen Suche: „Heimat ist kein Ort, sondern die Empfindung von Geborgenheit.“ Armin Müller-Stahl geht am Ufer eines Sees im früheren Ostpreußen spazieren, als er diesen Gedanken hat, und sucht die Stelle, an der er als Junge immer ins Wasser gesprungen ist. Ein Stück entfernt stehen Mauerreste, mehr ist nicht übrig vom Herrenhaus, das seiner Tante gehörte. Die Episode spielt im Jahr 2011, mit 80 ist Armin Müller-Stahl zum ersten Mal an die Orte seiner Kindheit zurückgekehrt, die jetzt in der russischen Exklave Kaliningrad liegen.

Jeder, der heute 80 und älter ist, umspannt mit seinen Erinnerungen einen ungeheuren Geschichtsbogen; Erinnerungen sind dabei, die mit dieser Generation verschwinden werden, an Ferien auf preußischen Gütern zum Beispiel. Schon deswegen ist es faszinierend zuzuhören, wenn so jemand erzählt. Und wenn es ein so forschender Geist ist wie Armin Müller-Stahl, der sich fragt, wo er eigentlich Heimat gefunden hat im Leben, hört man erst recht gerne zu. „Dreimal Deutschland und zurück“ heißt das Buch, in dem Müller-Stahl – Geiger, Maler, Autor und der möglicherweise beliebteste Schauspieler Deutschlands – auf die Stationen seines Weges zurückblickt, der zugleich eine Reise nach Westen war: von Tilsit ins brandenburgische Prenzlau, von dort nach Ost-, und weiter nach West-Berlin, dann bis Los Angeles. Er befragt sein Verhältnis zu diesem Land, das zu seinen Lebzeiten dreimal ein anderes wurde: Er hat im nationalsozialistischen, auf beiden Seiten des geteilten und im wiedervereinigten Deutschland gelebt. Die Ortswechsel in seinem Leben haben auch damit zu tun, dass er „mit keinem“ dieser Deutschlands „richtig warm“ wurde: nicht mit der DDR, die alles besser machen wollte und dann, wie er fand, in Mief und Repression erstickte, nicht mit Westdeutschland, wo er sich wie ein Gast fühlte, und nicht mit dem Land, das nach 1989 so selbstgerecht über den verschwundenen Staat jenseits der gefallenen Mauer urteilte.

Es ist eine sympathisch nachdenkliche Autobiografie, nicht geschrieben, den eigenen Ruhm zu zementieren, der

beachtlich ist: zuerst die Theater- und Filmkarriere in der DDR, zu jähem Halt gebracht durch die Unterschrift gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns. Die Ausreise und, mit 50, ein fulminanter Neuanfang in der BRD. Schließlich der Erfolg in Hollywood, Sehnsuchtsort auch für Müller-Stahl.

Trotzdem ist da ein zwiespältiges Gefühl beim Lesen. Man hört Armin Müller-Stahls Stimme nicht recht, weder die lakonische aus seinen Gedichten, noch die kraftvolle aus „Unterwegs nach Hause“, einem früheren Erinnerungsbuch. Ganz vorn in „Dreimal Deutschland und zurück“ steht, dass Andreas Hallaschka – Chefredakteur des Reisemagazins Merian – die Erinnerungen aufgeschrieben hat, so kam wohl die gewisse Bravheit in Ton und Chronologie zustande. Ungelenk wirken auch die in anderer Schrift gesetzten Einschübe, so komplex ist der Sachverhalt nicht, als dass man Erklärungen etwa der Zeitemstände nicht hätte geschmeidiger einarbeiten können. Der Vergleich mit „Unterwegs nach Hause“ (erschienen im Aufbau-Verlag und vergriffen) liegt nahe und enttäuscht etwas, denn jene Bilanz von 1997 ist bis in die erzählten Episoden ähnlich, nur mit anderem Fokus – der Frage, welche Menschen zählen, und wie man damit lebt, dass Freunde, auch der engste, einen bespitzelt haben – und mit deutlich mehr Verve erzählt.

Intensität gewinnt das neue Buch am Ende. Erschrocken liest man erst vom Erlöschen der Lust am Schauspiel, „es brennt nicht mehr“ steht da einfach. Die lebenslange Leidenschaft, weg? Doch dann beschreibt der mit erstaunlichen Talenten beschenkte Müller-Stahl das Glück des Malens. Alter nimmt offenbar nicht nur, es ordnet auch neu, und das muss nicht weniger erfüllend sein. „Flugmomente“ nannte er seine besten Augenblicke vor der Kamera. Die hat er jetzt vor der Staffelei.

Armin Müller-Stahl: Dreimal Deutschland und zurück Hoffmann und Campe, Hamburg 2014, 240 S., 19,99 Euro. Am Montag, dem 14. April, um 20 Uhr stellt Müller-Stahl sein Buch im Berliner Ensemble vor.



„Heimat ist kein Ort.“ Armin Müller-Stahl, Jahrgang 1930, lebt heute in Los Angeles und in der Nähe von Lübeck.

Das Entjungferungsspiel

Heute erscheint Daniel Pennacs hinreißender Roman vom „Körper meines Lebens“

VON SABINE PETERS

Frankreich, 1940. Ein Jungeninternat. Die pubertierenden, hormongeschüttelten Schüler erfinden, unbeaufsichtigt von ihrem Lehrer Damas, das „Entjungferungsspiel“, ein Brettspiel mit diversen Ereignisfeldern. „Nr 8: Sie haben sich unreinen Gedanken hingegeben und somit Unkeuschheit getrieben. Rückkehr auf Feld 7 zur Beichte und 1 Runde aussetzen.“ ... Nr 15: Sie hat Ihnen ein Lächeln geschenkt! Sie dürfen noch einmal würfeln. ... Nr 47: Sie haben einen Akne-Schub. 1 Runde aussetzen zur Behandlung. ... Nr 61: Monsieur Damas ertappt Sie bei diesem Spiel. Rückkehr aller Teilnehmer auf Feld 1 ... Nr 63: Sie haben gewonnen, schlüpfen Sie zu ihr ins Bett!“

Der neue Roman des französischen Schriftstellers Daniel Pennac, Jahrgang 1944, erzählt die hinreißende Geschichte eines Helden, den wir alle kennen. Das ist der Körper – in allen Lebenslagen und Lebensaltern; in seiner Pein und Peinlichkeit, in all seinen Freuden. Das Buch tritt in Form des Tagebuchs eines Mannes auf, der von 1923 bis 2010 gelebt hat. Der war ein schwächlicher Junge, dem es zunächst vor allem darum ging, den eigenen Körper zu trainieren und zu beherr-

schen – erst allmählich kommt er dahin, sich selbst und andere Körper voll Neugier zu erfahren.

Der Held erzählt skurrile Geschichten, genießerische Geschichten aus einem ziemlich normalen Leben. Wenn er behauptet, er wolle alle psychologischen, soziologischen oder historischen Aspekte des Themas vermeiden, darf man das nicht ganz glauben; denn der Körper ist schließlich nicht lediglich „Natur“, er ist auch kulturell geprägt. Dabei frönt der Roman keineswegs irgendeinem alten oder neuen Körperkult – es geht weder um die Unterwerfung unter eine körperliche Ästhetik, noch um Gesundheitsdikate oder um ein fitnessgestärktes Dasein.

Pennacs Held interessiert sich für zahllose Kleinigkeiten, z. B: Was haben wir für ein gespaltenes Verhältnis zu unseren Ausdünstungen und Ausscheidungen. Es ist verpönt, öffentlich einen fahren zu lassen – aber unter der sicheren Bettdecke wird dem eigenen Pupser kennerisch nachgeschmiffelt. „Doppelte Buchführung“, bemerkt der Held lakonisch. Angeregt unterhält er sich mit seiner Frau: Kennt sie nicht auch den leisen Ekel, im Bus einen Sitzplatz übernehmen zu müssen, der von einem Mitfahrenden vorgewärmt wurde? Seine Frau widerspricht: In ihrer Jugend mussten sonntags die är-

meren Mädchen eine Stunde vor der Messe erscheinen, um für für die reichen die Kirchenbänke anzuwärmen, zu „bebrüten“ ...

Der Tagebuchschreiber, der die Lüste und Leiden des Körpers mal spöttisch, dann wieder respektvoll und immer staunend notiert, ist ein Menschenfreund – was ja nicht heißt, auch gleich ein guter Mensch zu sein. Nebenbei erfährt man vom Zerwürfnis mit seinem Sohn, der dem Vater vorhält, er habe immer nur die Welt retten wollen und sich nicht genug um die Kinder gekümmert. Oder: Das Alter mit allen einhergehenden Demütigungen und Schmerzen macht nicht automatisch abgeklärt, gütig und weise – man fühlt sich selbst oft nur noch wie ein grimmiger, rabiatere Knacker. Oder man ist traurig.

Und doch ist dies Buch das enthusiastische Porträt der „sterblichen Hülle“, die wir sind. Ein ansteckender, inspirierender Roman, voll schräger Fantasien und dabei entwerfend ehrlich, offen in alle Richtungen.

Daniel Pennac: Der Körper meines Lebens Aus dem Französischen von Eveline Passet. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2014. 450 S., 22,99 Euro. Von Sabine Peters erschien 2013 der Roman „Narengarten“ im Wallstein Verlag.

METAL

VON CHRISTIAN SCHLÜTER

Brachialgrunz mit Pferdekopfgeige

Tätowierte Muskelmänner mit tiefer gelegten Gitarrenbrettern nageln finster-böse Krachräume zusammen: Herzlich willkommen in der Abteilung Death Metal. Keine Sorge, eine nähere Bekanntschaft mit den hier kanonischen Bands, also Lärmmonstern wie Napalm Death, Cannibal Corpse oder Pestilence, wollen wir diesmal vermeiden. Stattdessen wenden wir den Blick Richtung Ferner Osten, von dort tönen nämlich Tengger Cavalry mit ihrem neuen Album „Ancient Call“ herüber. Diese Band ist einigermaßen erstaunlich. Gegründet wurde sie im Jahre 2010 von dem chinesischen Sänger und Gitarristen Nature Zhang, der darum so heißt, weil er sich der Natur, insbesondere dem unendlichen, bis weit in die Mongolei reichenden Grassteppenland verbunden fühlt. Entsprechend hat sich der Künstler von mongolischen Musikern auch in Kehlkopfgesang unheimlich lassen, dessen irrisierende Höhenlagen für westlich gestimmte Ohren ein wunderbares Irritationspotenzial besitzen, dessen Resonanzfundament aber bis in tiefste Basslagen herunterreicht. Letzteres macht ihn dem sogenannten Growling ähnlich, also dem für den Death Metal typischen Brachialgrunzgesang, klingt aber viel differenzierter. Genau deswegen wird Tengger Cavalry zur spannenden Hörfahrt. Hinzu kommen noch massiv verzerrte Gitarren im Stakkato-Galopp, ein mächtig auftrumpfendes Schlagzeug mit amtlicher Double Bass sowie hier und da zirpende Pferdekopfgeigen oder schrammelnde Dombas – fertig ist die naturverbundene Todes-Metal-Version aus China. Nennen wir sie einfach mal Folk Metal.



Tengger Cavalry: Ancient Call (Metal Hell)

Fantasywelt mit Wunderknaben

Andere Länder, andere Sitten. Vielleicht wäre noch anzumerken, dass unsere chinesischen Folk-Metaler allerlei tengristische und schamanische Wesenheiten besingen und damit auch so manch haarsträubende Geschichten zusammengrunzen: Tenggers Cavalry ist schließlich die Kavallerie des mächtigen Himmelsgotts Tenger. Nun ja, zumindest gelingen ihnen immer wieder wunderbare, weil herb romantische Naturidyllen – darauf sollten sie sich künftig stärker konzentrieren, vor allem auf den wirklich kostbaren Kehlkopfgesang. Die tschechische, ebenfalls 2010 gegründete Formation Modern Day Babylon betont da ihre Stärken weitaus geschickter. Zwar lassen auch sie aus den finsternen Gestaden des Death-, Black- und Thrash-Metal esoterische Fantasy-Welten auferstehen, klar, irgendein abstruses, bevorzugt jenseitiges Programm ist in diesem Genre unerlässlich. Doch zum Glück wird auf dem aktuellen Album „Travelers“ nur wenig gesungen. Stattdessen verlegen sich die drei jungen Musiker aufs Instrumentale, das können sie eh am besten: Gitarre, Bass und Drums verbinden sie dabei zu einem rhythmisch inkomplexen Ensemble, mit dem sie sich in die gemeinhin progressiv genannten Weiterungen des Metal vorwagen. Und weil die Tschechen so klug sind und wissen, was sie nicht können, laden sie einige Gastmusiker dazu, allen voran den russischen, erst 25-jährigen Wunderknaben Sergey Golovin,



einen extrem talentierten Gitarristen. Allein sein Auftritt ist das ganze Album wert.

Modern Day Babylon: Travelers (www.modernday-babylon.net)

Ritteroper mit Onkel Dagobert

Dieser Sergey Golovin ist schon bemerkenswert. Er stammt aus dem sibirischen Städtchen Kisselewsok, das in den 60er-Jahren zu einem Zentrum des Steinkohlebergbaus wurde. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion mussten einige Zechen schließen, heute finden sich an diesem Ende der Welt auch einige Maschinenbaubetriebe, ein Möbelhersteller, eine Sprengstofffabrik und – vier Musikschulen! Golovin absolvierte ein Studium in klassischer Gitarre, beschäftigte sich nebenher aber vor allem mit Metal. Dabei nahm er alles in sich auf, was ihm das Internet via Youtube frei Haus lieferte, Videos von Gitarrenartisten wie Paul Gilbert, Steve Vai oder Guthrie Govan, und entwickelte einen ganz eigenen Stil. 2012 veröffentlichte Golovin sein erstes Album, „Sense of Reality“, mittlerweile gehört er international zur ersten Garde. Dieser junge Mann aus dem fernen Sibirien hat eine große Zukunft vor sich ... Das wünschen wir an dieser Stelle auch dem Keyboarder und Mastermind der finnischen Folk-Oper-Ritter-Metal-Band Nightwish, Tuomas Holopainen. Sein neues Soloprojekt „The Life And The Times Of Scrooge“ zeigt uns allerdings, wie schwer das werden kann. Holopainen hat sich einen Herzenswunsch erfüllt und die vom Disney-Zeichner Don Rosa gezeichnete Biografie des Entenhausener Geizhalses Dagobert Duck vertont. Nightwish-Fans wird's freuen, denn alles klingt hier wie Nightwish, schwulstig und operettenhaft. Und das ist ja auch in Ordnung. Hat aber rein gar nichts mit der reichsten Ente der Welt zu tun.



Tuomas Holopainen: The Life And The Times Of Scrooge (Nuclear Blast Records)